



Kollektiv

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Kollektiv

Eine Kurzgeschichte

Yves Gorat Stommel

Impressum

Kollektiv

© Yves Gorat Stommel

Erste Version: 2003

Diese Version: 2022

Web:

www.yvesgoratstommel.com

Facebook:

www.facebook.com/yvesgoratstommelautor

Email:

ygstommel@gmx.de

Postanschrift:

Kibbelstraße 14, 45127, Essen, Deutschland

Kollektiv

Pieter betrat den Innenplatz der alten Abtei durch das hohe Steintor. Mit einem tiefen Seufzen ließ er sich auf eine der Sitzbänke fallen. Ein paar alte Eichen boten hier, in der Mitte des großen Hofes, Schatten. Einst war dies der Ort eines Kräutergartens gewesen. Alles innerhalb dieser Mauern musste schon damals Ruhe, Frieden und Zufriedenheit ausgestrahlt haben, während draußen vor den Toren der Middelburger Abtei das Mittelalter tobte.

Er brauchte einen Moment, um sich zu finden. Sein Tag war nicht gut verlaufen, was sich allein daran zeigte, dass er den Nachmittag allein verbrachte. Er war ein Außenseiter, an dem die anderen Schulkinder nicht selten ihren Frust ausließen. Doch an einem solch schönen Sommertag konnte er nicht lange an seinem Ärger festhalten und schon bald wurde aus aufgeregter Wut eine nachdenkliche, resignierte Stimmung. Warum sollte er sich über seine Mitschüler aufregen? Nur noch wenige Wochen, dann war er durch den Wechsel auf das Gymnasium so oder so von den meisten erlöst.

Auch wenn der Neuanfang gleichzeitig bedeutete, dass er mal wieder der Jüngste wäre. Und leider war in seinem Alter das Wort *jung* gefühlt ein Synonym für *unbedeutend*. Aber der Schulwechsel stellte auch ein Abenteuer dar. Und vielleicht würden Kinder mit fortschreitenden Jahren tatsächlich toleranter? Auf jeden Fall war das der Lieblingsspruch seiner Mutter, wenn sie versuchte, mit Zuversicht auf seine Herausforderungen zu reagieren. Da blieb bloß die Frage offen, wem sie Hoffnung machen wollte; Pieter oder sich selbst?

Die Abtei war, wie immer um diese Uhrzeit, zu der die Erwachsenen noch arbeiteten und die Jugendlichen sich auf den öffentlichen Spielplätzen rumtrieben, menschenleer. Bloß die immer anwesenden Tauben teilten sich den Ort mit ihm. Rund um den Platz belegten sie jeden Fenstersims und jedes rötlich-braun schimmernde Turmdach. Einige befanden sich auch in nächster Nähe zu Pieter und schienen überhaupt nicht daran zu denken, fort zu fliegen.

Pieter entnahm seinem Schulranzen sein ausgetrocknetes Pausenbrot und würgte einen ersten lustlosen Bissen herunter. Schon hörte er die Flügelschläge der von den

hohen Dächern und Simsens herunterstoßenden Tauben. Potenzielles Futter erkannten sie sofort.

Innerhalb weniger Sekunden hatten sich mehrere der Vögel in der direkten Umgebung von Pieter versammelt. Sie liefen wie an einer unsichtbar um Pieter gezogenen kreisförmigen Grenze entlang.

„Schon gut!“, sagte Pieter. „Ihr bekommt gleich was.“

Einige Tauben folgen verschreckt weg, die anderen wichen zurück.

Das erste Stückchen Brot landete auf halben Abstand zwischen Pieter und den Tauben. Schon kamen sie angetrippelt und übertraten die bisher geltende unsichtbare Grenze. Das nächste Brotstückchen musste bloß etwas weniger weit geworfen werden und die Tiere würden ihm mit jedem neuen Brotkrümel immer näherkommen.

Danke.

Pieter schaute erschrocken um sich. Er hatte niemand kommen hören.

„Hallo?“, fragte er verunsichert.

Hallo.

Verwirrt stand Pieter auf und drehte sich um die eigene Achse. Nirgends war eine Menschenseele zu sehen.

Aber ihm fiel etwas Seltsames auf: Trotz seiner zwei hektischen Aktionen waren die Tauben immer noch da. Jeweils ein kleines dunkles Kugelauge pro Vogel war auf ihn fixiert.

Vorsichtig machte Pieter zwei, dann drei Schritte von der Bank fort. Die Tauben vor ihm wichen seinen Füßen zeitgleich aus, während die Vögel hinter ihm aufschlossen. Er versuchte es rechts. Dasselbe Ergebnis.

Was war hier los?

Mit Schwung sprang er in Richtung der Tauben. Diese ließen sich aber nicht beirren; sie schwärmten zwar kurz aus, aber nur um nach einigen halbherzigen Flügelschlägen wenige Zentimeter weiter wieder zu landen.

Was machst du da eigentlich?

Pieter blieb stehen.

„Wer ist da?“, gab er mit halblauter Stimme von sich. Keine Antwort. Ein weiterer Versuch:

„Hallo? Wer sind Sie?“

Er schaute zu den Blätterdächern der Eichen hoch. Hatte sich dort vielleicht jemand versteckt? Aber auch zwischen den Ästen konnte Pieter keine Menschenseele entdecken.

„Warum kriege ich jetzt keine Antwort?“, murmelte Pieter.

Weil ich auf deine Frage keine eindeutige Antwort geben kann.

Pieters Hirn raste. Wie war das zu verstehen? Antwortete er sich selbst? War die Stimme sein eigenes Hirngespinnst?

Noch während Pieter diesen Gedanken formte, meldete sich die Stimme wieder:

Mein Name... Nein, lass mich es anders versuchen. Eine gute Beschreibung für mich ist: ein Kollektiv. Ein Kollektiv unter vielen Millionen Möglichen.

„Aha“, sagte Pieter vorsichtig. Langsam beruhigte er sich ein wenig; die Stimme schien ihm nichts Böses zu wollen.

„Wo bist du?“

Zu deinen Füßen.

Um seine Füße herum konnte Pieter nur die vielen aufmerksam zuschauenden Tauben ausmachen. Es wurden scheinbar fortlaufend mehr. Auch der Brunnen selbst war von Tauben verdeckt, ebenso wie die Bänke.

„Bist du unsichtbar?“

Vorsichtig tastete Pieter mit seinem Fuß den Boden vor sich ab.

Ich bin in meinen Einzelbestandteilen sichtbar.

„Bist du eine ... Taube?“

Ich bin nicht „eine“ Taube, ich bin ein Produkt der vor dir versammelten Tauben.

Er schaute in die Menge der Vögel und versuchte einzelne Tauben zu unterscheiden, sie aus der Masse hervorzuheben. Hier und da war ein Vogel zwar etwas blauer als sein Nachbar, oder hatte einen silbernen Schimmer auf seinen Flügeln; grundsätzlich sahen sie aber in seinen Augen alle gleich aus.

„Wenn du für alle Tauben sprichst, dann müsstest du ja eine Art König sein. Ein Führer. Der Taubenpräsident. Woran kann ich dich erkennen?“, fragte Pieter, mittlerweile mehr neugierig als ängstlich.

Ich existiere nicht in der Form einer einzelnen Taube, es gibt keinen Anführer.

„Wenn du aber irgendwie zu den Tauben gehörst, so solltest du auch durch sie sprechen“, erklärte er selbstsicherer, als er wirklich war.

Ich spreche nicht durch sie, ich entstehe durch sie. Unsere Unterhaltung findet in unseren Köpfen statt, nicht über gesprochene Worte.

Pieters Gesicht zeigte offen sein Unverständnis.

Um dir meine Präsenz deutlicher zu erklären, müsste ich ein wenig weiter ausholen.

Pieter stand für einen Moment unschlüssig da. Dann setzte er sich wieder auf die Bank und sagte mit einer auffordernden Handbewegung:

„Bitte.“

Die Stimme hob an:

Wie du weißt, verfügt kein einziges Lebewesen auf diesem Planeten über eine annähernd so große Intelligenz wie der Mensch. Das ermöglicht deiner Spezies die Unterwerfung der Natur, der Tiere, nicht zuletzt sogar anderer Menschen. Doch trotz seines überlegenen Intellektes sind die Leistungen, die ein einzelner Mensch erbringen kann, begrenzt. Erst der Zusammenschluss mit anderen Menschen ermöglicht ihm durch Aufgabenteilung die Lösung komplexer Aufgaben. Der einzelne Mensch geht dann in einer Gruppe von Menschen auf, welche als leistungsfähigere Einheit funktioniert. Als übergeordnetes Individuum.

Obwohl Pieter Probleme hatte, den Erläuterungen zu folgen, unterbrach er die Stimme nicht.

Jede beliebige Aufgabe bedarf demnach einer Art „kritischen Masse“ an Individuen. Umso schwerer die Aufgabe, desto mehr Individuen werden zur Lösung benötigt. So wie drei Finger nicht ausreichen, um Klavier zu spielen. Es werden acht Finger und zwei Daumen benötigt. Bis hier verstanden?

Pieter nickte stumm. Mit diesem Beispiel konnte er etwas anfangen.

Gut. Nun ist gerade das Selbstbewusstsein die Krönung der Evolution. Es ist das, was die Menschen von den meisten Tieren unterscheidet. Deine Spezies besitzt das geistige Vermögen, sich seiner selbst bewusst zu sein. Ihr wisst, dass ihr existiert. So wie ihr komplexe Aufgaben erst bewältigt, wenn ihr sie in Gruppen bearbeitet, so ist es anderen Lebewesen möglich, durch Versammlung und Verschmelzung vieler Individuen zu einer großen Gruppe die einzelnen Tiere in einer einzelnen Stimme zusammenzufassen. Das Gehirn eines jeden in der Gruppe befindlichen Tieres bringt sein Wissen und seine Kompetenz mit ein. In unserem Fall bildet die große Anzahl an für sich genommen nur begrenzten Fähigkeiten der einzelnen Tauben eine Gesamtfähigkeit, welche das Bewusstsein einer – sagen wir – übergeordneten Taube hervorbringt. Die vielen kleinen Denkapparate bilden zusammen die kritische Masse, die zum Selbstbewusstsein notwendig ist. Mich gibt es nicht als sichtbares Lebewesen. Ich bin ein Verbund und du stehst genau in deren Mitte.

Pieter schaute verblüfft um sich. Er stellte sich die vielen kleinen Köpfe der Tauben untereinander verdrahtet vor. Wie ein dreidimensionales Netz, welches immer grobmaschiger wurde: Immer mehr Drähte würden zusammengefasst und schließlich endeten einige dicke Seile an seinem Kopf. Wie einer dieser Seilpyramiden auf den Spielplätzen. Er kam sich wie eine lebende Antenne vor. Eine komische Vorstellung.

„Kann jeder mit dir sprechen?“, fragte er, in die Menge der Tauben blickend.

Vielen fehlt leider die Offenheit für ihre Umwelt. Sie hören nicht mal ihren Mitmenschen, Partnern, Brüdern, Schwestern und Eltern zu. Wie sollten sie dann mich wahrnehmen?

„Aber wenn du und Deinesgleichen versuchen, sich Gehör zu verschaffen, dann müssen die Menschen doch wenigstens deine Stimme wahrnehmen können. So wie ich“, bohrte Pieter weiter.

In der Regel werde ich als Selbstgespräch, als innere Stimme, als Gewissen abgetan. Auch du, Pieter, hattest zuerst Zweifel an meiner Existenz als Wesen außerhalb deines Kopfes.

Das konnte er wohl nicht abstreiten.

Davon abgesehen, kommt es meistens gar nicht erst zu einer Kontaktaufnahme, da meinesgleichen leider nur selten in Gegenwart eines Menschen zu Stande kommt.

Warum sollte sich eine so große Anzahl von Tieren in direkter Nähe eines Menschen aufhalten? Oft ist der Mensch eine Gefahr. Und wenn dem nicht so ist, so ist deine Spezies viel zu hektisch, als dass sie sich längere Zeit in unmittelbarer Nähe einer größeren Tiergruppe aufhalten würde.

Pieter brach ein Stück von seinem spärlich werdenden Brot ab und hielt es der nächsten Taube hin. Verwundert musste er feststellen, dass der Vogel zurückwich.

Auch wenn wir jetzt auf einer übergeordneten Ebene kommunizieren können, hat der einzelne Vogel nach wie vor Angst vor dir.

„Richtig“, sagt Pieter nach einer kurzen Denkpause, „Auch wenn eine Armee stark ist, der einzelne Soldat ist einfach zu töten. Aber ich will dir – bzw. euch – ja nichts Böses.“

Ich weiß das, aber die einzelne Taube ist lieber vorsichtig.

„Inwieweit hast du denn Gewalt über die einzelnen Tauben?“

Ich habe keine Gewalt über sie, ich bin sie.

„Ja, ich weiß.“ Er ärgerte sich über die Wortklauberei, „Aber du hast doch die Möglichkeit, mit ihnen zu kommunizieren und sie zu steuern?“

Insofern es nicht gegen den Willen der einzelnen Vögel passiert, so ist das in der Tat kein Problem. Aber ich steuere nicht. Ich frage freundlich. Ich bitte.

„Zeig es mir!“, forderte Pieter erwartungsvoll.

Nur eine Sekunde verging, da lehnte sich eine Taube in nächster Nähe von Pieter ein wenig zurück und fing an mit den Flügeln zu flattern. Die Pfoten noch auf dem Boden, schlug sie ihm Wind zu. Dann erhob sich auch die Taube neben der ersten. Kreisförmig breitete sich das Verhalten auf die anderen Vögel aus. So wie Wasserwellen sich von dem Einschlagpunkt eines Steines fortbewegen. Die meisten Tauben blieben mit ihren Pfoten auf der Erde, aber einige erhoben sich ein paar Zentimeter in die Luft, nur um direkt danach wieder auf ihren angestammten Platz zurück zu sinken.

Innerhalb kürzester Zeit befand sich Pieter inmitten eines Sturms. Von allen Seiten drang Luft auf ihn ein, seine dunklen Haare verwirbelten, sein T-Shirt wurde hochgeblasen, seine Augen fingen aufgrund des Luftzuges an zu tränen.

Mit halb zugekniffenen Augen schaute er um sich. Welch ein Bild! Massenhaft Flügel, die wild durcheinander schlugen. Das Geräusch hallte von den alten Gemäuern wider. Die vorher ruhige, fast bewegungslose ebene Fläche der Tauben glich nun eher einer rasenden schaumbedeckten Ozeanoberfläche.

So plötzlich das Schauspiel begonnen hatte, so unerwartet fand es auch sein Ende. Mit einem Mal stellten die Vögel ihre Bewegungen ein, sanken in ihre Ursprungsstellung zurück und schauten Pieter wie zuvor unverwandt an. Pieter guckte mit zerzausten Haaren und tränenden Augen lächelnd auf die Tauben herab.

„Überzeugt“, sagte er.

Pieter überlegte. „Wenn du alle diese Vögel in dir vereinst, so musst du doch auf einen ungeheurem Berg von Informationen und Erfahrungen sitzen. Du musst die Hälfte der Welt gesehen haben.“

Ich habe viele Orte gesehen, aber die Hälfte der Welt ist wohl etwas übertrieben. Die Welt ist groß, und nicht alle Orte sind lebensfreundlich.

„Warst du zum Beispiel schon in ...“, Pieter überlegte. „... Ägypten! Oder in Südafrika? Nein, viel näher, warst du schon mal in Eindhoven?“

Wieso Eindhoven?

„Da bin ich geboren. Ich habe die Stadt aber seit ich zwei Jahre alt war nicht mehr besucht. Also ist sie mir eigentlich vollkommen unbekannt.“

Nein, da war ich noch nicht.

Pieters Gesicht zeigte Enttäuschung.

Ich war aber unter anderem schon in Frankreich. Den Eiffelturm bin ich hochgeflogen und habe mich auf die Spitze des Funkmastes gesetzt. Das war ein Ausblick! Die wie ein Spiegel alle Lichter reflektierende Seine, die Klänge der Straßenmusikanten. Stunden hätte ich dort verbringen können, und habe das auch des Öfteren getan.

„Eine Taube genießt den Ausblick?“, fragte Pieter skeptisch.

Natürlich! Täusche dich nicht: Auch ein weniger intelligentes Lebewesen kann durchaus die schönen Dinge des Lebens genießen. Auch ein einzelner Vogel empfindet Angst, Freude oder Not.

„Hm“, erwiderte Pieter. „Und du kannst dich anscheinend sogar daran erinnern.“

Teilweise. Erinnerungen der einzelnen Taube bleiben erhalten, aber der Inhalt unseres Austausches hat leider ein Haltbarkeitsdatum. Wenn wir uns auflösen, welche einzelne Taube soll sich dann deiner Worte noch erinnern? Welche einzelne Taube soll deren Inhalt verstehen? Wenn jeder einzelne Vogel wieder seinen eigenen Weg geht, bleibt keine höhere Intelligenz für die Verarbeitung solcher Informationen. Mit jeder Taube, die mich verlässt, verliere ich somit nicht nur deren Erinnerungen. Sondern auch „Ich“, meine Präsenz als jetziges selbstbewusstes Wesen, wird verloren, oder viel mehr verteilt sein.“

„Du wirst von unserem Gespräch keine Erinnerung mehr haben?“, fragte Pieter erstaunt.

Leider nicht. Aber die hier versammelten Tauben werden dich erkennen können, sie werden wissen, dass sie einst mit dir zusammen saßen.

„Trotzdem irgendwie bedrückend“, sagte Pieter.

Vielleicht könntest nun du mir eine Frage beantworten, überlegte die Stimme.

„Und die wäre?“

Als du uns vorhin gefüttert hast, hast du einen Anflug von Zorn gezeigt. Ich war mir daher anfangs nicht sicher, ob ich überhaupt Kontakt mit dir aufnehmen sollte.

„Ein paar Auseinandersetzungen in der Schule“, sagte Pieter. „Die anderen wissen nichts über mich, aber stempeln mich als Verlierer ab. Sie scheinen einfach gerne auf mir und anderen herumzuhacken.“

Das wäre dann wohl die berühmte Hackordnung. Sie stammt aus dem Vogelreich.

„Ich weiß, von Hühnern.“

So behaupten sie ihren Platz als Führer. Sie stufen die anderen herab, etablieren eine Reihenfolge. Dein Problem ist, dass du dich diesem Versuch stellst. Indem du auf deine Mitschüler reagierst, indem du versuchst dich zu rechtfertigen, ordnest du dich ihnen automatisch unter. Du akzeptierst, dass du dich vor ihnen rechtfertigen musst. Entziehe dich in Zukunft solchen Versuchen. Dann werden sie früher oder später einsehen, dass du nicht in ihr Schema passt.

Pieter ließ die Worte auf ihn wirken. „Ein Versuch wäre es auf jeden Fall wert.“

Nur Versuch macht klug.

Immer wieder lösten sich Tauben aus der Menge, andere stießen hinzu. Insgesamt schien die Anzahl jedoch zuzunehmen; eine Ansammlung von Tauben schien auf weitere Vögel anziehend zu wirken. Auch das war wohl ähnlich wie bei Menschen.

Pieter? Jetzt war ich da.

„Wo?“

In Eindhoven.

Verwirrt schaute Pieter auf die Tauben.

Einer der Neuankömmlinge kommt gerade von dort.

Eine Vogel, relativ weit von Pieter entfernt, flatterte kurz mit seinen blau-weiß-schimmernden Flügeln.

Jedes neue Individuum bereichert mich mit neuen Informationen. Das ist wie bei einem Buch: Jedes Umblättern, jede neue Seite enthält neue Einzelheiten, neue Einsichten. Ein weitergehendes Verständnis der erzählten Geschichte wird möglich, das Blickfeld des Lesers wird erweitert.

Pieter nickte.

Willst du Eindhoven sehen?

„Sehen?“ Pieter war verwirrt.

Ich kann ohne Ton mit dir reden, meine Stimme lässt sich nur in deinem Kopf hören.

Warum sollte ich dir auf diese Weise nicht auch Bilder vermitteln können?

Aufgeregt setzte Pieter sich auf.

„Was muss ich machen?“

Nur die äußeren Einflüsse abschalten. Leg dich hin und schließe die Augen.

Pieter folgte den Anweisungen, darauf achtend, dass er einen einigermaßen sauberen Abschnitt aussuchte – immerhin gab es hier sehr viele Tauben ...

Kurze Zeit konnte er noch vage das zuletzt wahrgenommene Bild nachglühen sehen.

Dann war da nichts mehr.

Entspanne dich.

Pieter konzentrierte sich auf seine Beine. Anschließend entspannte er seine Arme, dann seinen Bauch und Rücken, zuletzt noch seinen Hals und Kopf.

Sein Körper fühlte sich schwerelos an. Genau so, wie er es des Öfteren vor dem Einschlafen erfuhr. Solange er die Augen nicht aufmachte, und damit die Illusion bewahrte, hatte er dann das Gefühl, dass er sich langsam von seinem Bett erhob und durch die Gegend schwebte. Wie in diesen Fernsehprogrammen, in denen ein Zauberer eine Frau magisch anhebt.

Bist du soweit?

„Ja.“

Dann geht's los.

Pieter hatte das Gefühl, dass er sich, immer noch in der Luft schwebend, langsam um die eigene Achse drehte. Sein Gesicht schaute jetzt nach unten.

Langsam beschleunigte er, zumindest glaubte er das, bis er mit beachtlicher Geschwindigkeit geradeaus schwebte. Das Gefühl war unwirklich; trotz der großen Beschleunigung, die er erfahren hatte, spürte er keinen Windhauch. Ob er sich immer noch auf dem Abteipflaster, zwischen den Vögeln befand?

Vor seinen Augen entfaltete sich langsam, aber sicher ein sich bewegendes Bild. Zuerst konnte er nur eine bunte Farbmischung ausmachen. Grün und Grau wechselten sich mit großen Anteilen aus Rot ab. Dann wurden die Umrisse deutlicher, wie bei einem Bild, dessen Auflösung immer weiter erhöht wird. Muster waren nun zu erkennen. Lange gerade und graue Striche. Auch die rötlichen Gegenstände schienen geometrische Formen aufzuweisen. Meistens waren sie rechteckig. Nur die grünen Flecke waren ohne erkennbare Struktur.

Das Bild wurde zunehmend deutlicher und schließlich offenbarte sich auf dem nun vollendet scharfen Bild eine Stadt: Eindhoven!

Die grauen Striche waren die Straßen, die roten Gegenstände die Dächer der Häuser und die grünen Farbtupfer die Bäume und Sträucher. Und nicht zuletzt waren da noch die emsig umherlaufenden Menschen.

Doch bei aller Begeisterung musste Pieter etwas Beunruhigendes feststellen: Er konnte sein Sichtfeld nicht selbst bestimmen. Es war ihm nicht möglich, mit seinem

eigenen Willen seinen Blick zu kontrollieren. Auch die Flugrichtung wurde ihm diktiert. Er war ein passiver Teil, jemand hatte ihn komplett in der Hand. Dieser Gedanke führte zu keimender Panik.

Diese währte aber nicht lange, denn schon nach kurzer Zeit fiel ihm ein, dass er sich in einem Gedanken befand. Er erlebte die Erinnerung einer Taube an ihren Flug über Eindhoven. Die Bilder, die er sah, waren bereits Vergangenheit und damit nicht mehr änderbar.

Eine Kirche trat in Pieters Sichtfeld und entschwand ihm kurze Zeit später wieder. Der Lauf eines kleinen Flusses führte ihn über einen Stadtpark, bunte Villen säumten deren Rand. Vögel flogen unter ihm, große und kleine. Mal kreuzten sie seine Flugbahn nur, andere schienen sich seinem Flug für längere Zeit anzuschließen.

Die Taube wiegte sich, den Windströmungen folgend, hin und her und flog mal höher, mal niedriger.

Pieter schaute auf die ausgedehnte Stadt. Wo mochte er sich zu seinen ersten Lebensjahren wohl aufgehalten haben? Welche Straßen hatte er befahren, wo hatten seine Eltern ihre Wohnung gehabt? Er schien auf den ersten Blick nichts wieder zu erkennen.

Plötzlich wurde das Bild dunkel. Wie ein Streichholz in seinen letzten Atemzügen verglühte auch die Stadt Eindhoven. Die Erinnerung der Taube hatte hier für Pieter sein Ende erreicht.

Oder nicht?

Der dunkle Schleier vor seinen Augen hob sich wieder. Ein gleißendes Blau kam zum Vorschein. Sie flogen scheinbar in Richtung Westen. Der Blick der Taube war nach vorne gerichtet, weit entfernt konnte man das Meer glitzern sehen. Von hier oben hatte die Nordsee eine tiefblaue Farbe, die Wellen verrieten sich nur durch kleine Falten auf der Oberfläche: Das Licht wurde an ihnen unterschiedlich gebrochen und gespiegelt.

Das Land unter ihnen ging langsam zu Ende, nur noch fünfzehn oder zwanzig Kilometer Land trennte sie von der Küste. Langsam begann der Vogel an Höhe zu verlieren.

Viele kleine Rechtecke markierten die Felder der Bauern, hier und da waren kleine Dörfer zu sehen, verbunden durch ein Wirrwarr an dünnen grauen Straßen. Von hier oben sah die Provinz Zeeland so übersichtlich, so klein aus. Was suchte sein Gastgeber auf dieser flachen Landkarte, was mochte wohl das Ziel sein?

Eine Stadt in der Mitte der Halbinsel Walcheren kam immer näher. Schon bald konnte Pieter einen langen schmalen Kirchturm ausmachen. Der „Lange Jan“ in seiner Heimatstadt Middelburg.

Die Taube flog über die Stadt hinweg. Pieter erkannte das Bolwerk, der mit Wasser geflutete Graben, der die Stadt vor vielen Jahrhunderten vor Eindringlingen geschützt hatte. Mittlerweile war die Stadt weit über diese von Menschen geschaffene Grenze hinausgewachsen.

Sie überflogen einen kleinen Park in der Altstadt, einen Kanal und einen offenen Platz. Von hier oben sah die Stadt so geordnet, so übersichtlich aus. Die vielen alten Häuser standen in Reih und Glied an künstlichen Kanälen.

Wenige Momente später war er wieder da: Der Kirchturm rückte erneut in Pieters Blickfeld. Es war später Nachmittag, die schrägstehende Sonne spiegelte sich in den vielen Fenstern des „Lange Jan“. Allen Anschein nach hatte die Taube einen Fensterabsatz in halber Höhe des Turms anvisiert, als sie sich plötzlich umentschied. Einen Bogen um den Kirchturm fliegend segelte sie über die Kirche hinweg und befand sich nun über der alten Abtei. Sie schien sich aus zu kennen: Ohne zu zögern flog sie tiefer und tiefer. Ihr Ziel schien nun der schattige Platz unter den alten Eichen zu sein.

Und da war er! Zwischen einer riesigen Menge an Vögeln sah Pieter sich selbst. Sein liegendes Ich schien in Gedanken versunken zu sein und er hatte die Augen geschlossen.

Und dann hatte Pieter sich selbst auch schon wieder aus dem Blickfeld verloren. Die Taube hatte sich nach kurzer Suche für einen Platz am äußeren Rand der Taubenmenge entschieden und setzte zur Landung an.

Nur noch wenige Sekundenbruchteile lang konnte Pieter das Gefieder vor sich ausmachen; das Bild verdunkelte sich bereits.

Aufgewühlt richtete Pieter sich auf.

„So etwas erlebst du jeden Tag? Solche Erlebnisse werden mit jeder neuen Taube, die sich dir anschließt ein Teil von dir? Das hätte ich auch gerne!“

Natürlich sind viele schöne Erfahrungen dabei. Doch auch negative werden ein Teil von mir. Allerdings ermöglicht mir dies wiederum einen differenzierten Blick auf die Welt. Negative Erfahrungen sind im Augenblick des Eintretens nichts Schönes, sie bringen aber meistens auch eine Festigung mit sich. Sie bringen einem Dinge über sich selbst bei. Sie machen einen stärker.

„Das sagt mein Vater auch immer“, unterbrach Pieter die Stimme. „Während meine Mutter sich immer Sorgen macht, meint er nur, dass mir ein wenig Konfrontation auf längere Sicht nicht schadet.“

In einem gewissen Maße sind negative Erfahrungen wirklich als wertvoll einzuschätzen. Sie ermöglichen einen, sich in andere Menschen, oder Lebewesen, die weniger Glück im Leben hatten, hinein zu versetzen. Auch lassen sie einen den normalen Alltag intensiver genießen.

„Vielleicht sollten meine Klassenkameraden mal mit dir reden“, unkte Pieter.

Du kannst ihnen gerne von unserem Austausch berichten. Das hilft dir sicher, deinen Außenseiterstatus aufzugeben.

Pieter brauchte einen Moment, um den Sarkasmus zu erkennen. „Vermutlich würden sie mich mit einem schönen Spitznamen versehen. Das Spatzenhirn, vielleicht. Und sie würden sagen, dass ich einen Vogel habe.“

Dann bleibt unser Austausch wohl erstmal unser kleines Geheimnis.

„Wobei es dann am Ende wohl nur mein Geheimnis sein wird“, überlegte Pieter. „Da du doch nach Auflösung des Kollektivs nicht mehr existierst.“

Meine einzelnen Bestandteile bleiben erhalten, ein erneuter Zusammenschluss wird aber höchstwahrscheinlich anders aufgebaut sein. Eine Mischung aus einer ausreichend hohen Anzahl willkürlicher Tauben.

„Und das stört dich wirklich nicht?“, fragte Pieter.

Nicht wirklich. Auch das menschliche Bewusstsein ist keine Konstante, sondern wird im Laufe des Lebens immer wieder neu zusammengesetzt. Bevor es sich endgültig auflöst. So wie auch ich mich jetzt auflösen muss.

„Was, jetzt?“, schreckte Pieter auf. „Wieso?“

Die Gruppe wird zu groß.

„Aber mehr Individuen heißt mehr Wissen, mehr können, mehr verstehen, war es nicht so? Wie kannst du dann zu groß sein, aus zu vielen Individuen bestehen?“

Bei einer zu großen Gruppe braucht man Unterebenen, eine Pyramide der Verantwortlichkeiten, um den Apparat am Laufen zu halten. Das fängt bei Einheiten von wenigen Individuen an, die durch eine Art Aufseher kontrolliert werden. Mehrere dieser Aufseher werden dann durch einen Aufseher einer höheren Stufe beaufsichtigt. So erreicht man am Ende die höchste Instanz einer sozialen Gemeinschaft.

So richtig klar war Pieter das Problem nicht.

Würde man einen König sein Land allein regieren lassen, so würde er unter der immensen Last zusammenbrechen. Aber seine Regierung, seine Gerichte, die Polizei und seine Ämter helfen ihm, die komplexe Aufgabe für ihn aufzubereiten. Eine Einzelperson würde jegliche Übersicht, jegliche Autorität verlieren.

„Und diese Unterebenen, kannst du sie dir nicht schaffen?“, fragte Pieter.

Wie bei den Menschen, ist es auch bei anderen Lebewesen nicht einfach, eine Hierarchie aufzubauen. Dieser Vorgang braucht Zeit, eine Entwicklungsgeschichte. Niemand lässt sich freiwillig herabstufen, unter einen anderen stellen. Soll eine Hierarchie schnell errichtet werden, so kann das im Normalfall nur mit Gewalt erreicht werden. Menschen zeigen das immer wieder sehr eindrucksvoll.

„Tiere handhaben das teilweise genauso“, entgegnete Pieter.

Das ist zwar richtig. Aber Gewalt ist ein Mittel, auf das kann und will ich nicht zurückgreifen. Daher muss ich den Willen, die Gedanken jedes einzelnen in mir enthaltenen Individuums beobachten und berücksichtigen. Die Anzahl an Tauben wird mittlerweile so groß, dass ich sie nicht mehr unter einen Nenner bringen kann. Zu viele Erlebnisse und zu viele Eindrücke haben eine zu große Vielfalt an Meinungen zur Folge. Gerade bei dem Thema Mensch muss ich eine breite Palette an widersprüchlichen Sentiments in mir feststellen. Einige der in mir vereinigten Tauben wurden vom Menschen immer gut behandelt, andere hatten weder gute noch schlechte Begegnungen mit dem Lebewesen Mensch, wieder andere erfuhren durch

des Menschen Hand nur Leid. In Kürze werde ich nicht mehr in der Lage sein, die vielen einzelnen Erlebnisse in eine übergeordnete Meinung zusammen zu fassen. Ich werde anfangen, mir selbst zu widersprechen. Unser bisher freundschaftliches Gespräch könnte uns entgleiten. Um dir dein heutiges Erlebnis in positiver Erinnerung zu bewahren, sollten wir es hierbei belassen. Aber das Gespräch muss für dich nicht das Letzte dieser Art sein. Auch wenn ich mich auflöse, Teile von mir findest du sicherlich im nächsten durch dich versammelten Kollektiv. Und dieses würde sich bestimmt freuen, wenn du dich mit ihm unterhältst. Mache ihm diese Freude.

Noch während Pieter sich überlegte, ob er protestieren sollte, erhoben sich die ersten Tauben in die Luft. Immer mehr folgten und binnen weniger Sekunden schwirrten Hunderte Tauben umher und umgaben Pieter mit einer frischen Briesse. Einige Vögel setzten sich auf Bäume, Dächer und Fenstersimse, andere flogen über die Dächer hinweg, um ihr Heil, vermutlich aber vorrangig ihr Abendessen, irgendwo anders zu suchen.

Von dem plötzlichen Aufbruch der Vögel überrascht, starrte Pieter einige Minuten lang vollkommen verduzt und erschlagen auf die vielen ignorant aussehenden Tauben an ihren verschiedenen neu gewählten Standorten.

Trotz der durchgemachten, geistigen Anstrengung, schien alles um ihn herum sehr viel schärfer, er nahm alles deutlicher wahr. Er genoss eine neue Qualität der Ruhe und Klarheit.

Er lehnte sich zurück und schaute in die Baumkronen. Ab und zu fiel ein Sonnenstrahl durch die dichte Blätterwand und blendete ihn.

Dann stand er auf. Seine Eltern warteten bestimmt längst mit dem Abendessen auf ihn.

Die noch auf dem Erdboden sitzenden Tauben wichen ihm auf. Er lächelte. Sie gingen ihm nicht verloren. Sie würden auch morgen hier sein.

So wie er.

Zum Autor

Name: Yves Gorat Stommel

Wohnort: Bisher alle paar Jahre ein anderer

Kalendarisches Alter: Ändert sich fortlaufend, Bezugspunkt 1977

Gefühltes Alter: Je nach Arbeitstag und Laune meiner Kinder (und Ehefrau)

Beruf: Ingenieur, Vater, Ehemann (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge)

Kreativität: Basierend auf der Frage »Was wäre, wenn ...«

Gelesene Geschichten: Grundsätzlich alle Genres, gerne auch Jugendbücher

Geschriebene Geschichten: Fantasy, Mystery, Science-Fiction, Reiseberichte

Sport: Hin und wieder

Stärken: Ja

Schwächen: Die Schwächen ignorieren

Lebensmotto: »Connecting the dots«

Bibliografie Yves Gorat Stommel – Vorwort

Ein paar »warnende« Worte:

Die Frage »Was wäre, wenn ...« liegt jedem meiner Romane zugrunde. Da diese Frage aber maximal breit anwendbar ist, lassen sich meine Geschichten nicht in ein einziges Genre einsortieren. Funtasy, Fantasy, Science-Fiction und Selbstfindungsroman – einen roten Genre-Faden sucht man vergeblich. Und dann wären da auch noch die Reiseberichte und Kurzgeschichten ...

Aus Sicht von sowohl Buchverlagen als auch Marketing-Experten ist dies eine denkbar schlechte Ausgangslage, denn eine eindeutige Genre-Zuordnung des Autors erlaubt es, der Erwartungshaltung von Leser/-innen nachzukommen.

Dennoch habe ich mich entschieden, weiter die Themen aufzugreifen, zu denen ich selbst gerne Geschichten lesen würde. Daher an dieser Stelle der Hinweis, dass, sollte die eben gelesene Geschichte zugesagt haben, eine andere ebenso von mir stammende den individuellen Geschmack nicht treffen könnte.

Und andersherum.

Als hilfreich zur Meinungsbildung sollen hier die Buchbeschreibungen und vor allem die Kurzrezensionen sowohl auf meiner Homepage als auch auf Amazon oder Lovelybooks genannt werden.

Bibliografie Yves Gorat Stommel

Romane (als eBook und Taschenbuch)

Flimmernde Schatten

Vierjährling

Die unglaublichen Erlebnisse des Sevy Lemmots

Achtbeinige Seelen

Zeittüren

Phasenland

Retrovolution

Reiseberichte (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Die »Memo an mich«-Reihe deckt mittlerweile folgende Reiseziele ab:
Ägypten; Bahrain und Zentral-Saudi-Arabien; Mittlerer Westen und Rocky
Mountains; Mittleres Rheintal; Mallorca; Nordkorea; Zypern

Kurzgeschichten (kostenfrei & nur auf www.yvesgoratstommel.com)

Demontage; Der falsche Frosch; Der stibitzte Zahn; Die geflügelte Stimme;
Götterwette; Infiltration; Klaviergesang; Kollektiv; Manifestation; Marionetten;
Mondfang; Risikogruppe

Newsletter

Interessiert an neuen Geschichten und Blog-Beiträgen zum Schreiben und Veröffentlichen? Dann abonniere den Newsletter (zwei bis drei Ausgaben pro Jahr).

<https://www.yvesgoratstommel.com/newsletter/>

Leseprobe »Flimmernde Schatten«

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/

Prolog

Starr und unbeweglich schauten seine müden Augen auf den flackernden Bildschirm. Nicht eine einzige Bewegung verriet, dass er noch am Leben war. Das chaotische Licht des Fernsehapparates tauchte das von Leid gezeichnete, eingefallene Gesicht abwechselnd in Licht und Schatten. Die Arme hingen kraftlos herab und die dünnen Beine waren in eine Decke gewickelt. Graues Haar klebte in Strähnen an seinem Schädel.

Doch plötzlich kehrte Leben in die glasigen Augen zurück. Etwas in den über den Bildschirm flimmernden Nachrichten erregte seine Aufmerksamkeit. Konzentriert starrte er auf die Mattscheibe. Akribisch jedes Detail in seinem Gehirn speichernd. Für spätere Verwendung ablegend. Dabei beschränkte sich die Anspannung auf seine Gesichtszüge; der Rest seines verkrüppelten Körpers blieb unbeweglich.

Kaum ging dieser eine Beitrag der Regionalnachrichten vom fünften August zu Ende, suchte er online nach weiteren Videos und Fotos des eben gesehenen Ortes.

Dann schloss er die Augen und konzentrierte sich.

Mit aller Macht drang er in seine Traumwelt vor.

Er begann seine Suche nach den beiden Jungen.

Kapitel 1: Die Strafe

Übellaunig saß Damaris auf ihrem Schreibtischstuhl und starrte demonstrativ ihre nackten Füße an. Ihr gegenüber standen ihre Eltern, die kaum bessere Laune hatten.

Amy Richter brach das entstandene Schweigen: »Schätzchen, wir tun das nur zu deinem Besten.«

Wütend blickte Damaris auf; eine Strähne ihres dunklen, schulterlangen Haares fiel ihr vor die braunen Augen. Wie sie diesen Spruch hasste!

Ihre Mutter hielt ihrem Blick, ohne mit der Wimper zu zucken, stand. Und auch ihr Vater wich keinen Millimeter zurück.

Aus Sicht von Damaris war es viel Lärm um nichts: Ein paar Jungs aus ihrer Schule hatten zwei Tage nach Sylvester Knaller gezündet – und Damaris und ihre Freundin Tina waren in der Nähe gewesen. Unbeteiligte. Zuschauerinnen.

Leider interessierten solcherlei Feinheiten ihre Eltern nicht. Die Folge: Hausarrest und Internetverbot. Zwar durfte sie ihr Mobiltelefon behalten, doch allein zum Telefonieren.

Damaris richtete ihren Blick auf das einzige Fenster. Ihr Zimmer lag im Halbdunkel; die Januarsonne besaß am Nachmittag kaum noch Kraft und Damaris hatte längst die Deckenleuchte eingeschaltet. Langsam schüttelte sie den Kopf, in Gedanken die Ungerechtigkeit auskostend. Daher bekam sie zuerst nicht mit, dass ihre Mutter wieder auf sie einredete.

»... hilft dir vielleicht, dich auf wichtigere Dinge zu konzentrieren. Du bist in letzter Zeit nur noch mit deinen Freunden und Freundinnen unterwegs und bist kaum noch hier.«

»Weil keiner in diesem Kaff, Kilometer-weit von der Schule entfernt, lebt«, erwiderte sie mit monotoner Stimme.

Dem konnte ihre Mutter nicht widersprechen. Jeden Morgen musste Herr Richter, der ein erfolgreicher Rechtsanwalt war, seine Tochter in die nächstgrößere Kleinstadt fahren. Damaris' Mutter fuhr auf dem Weg zu ihrem Job in die andere Richtung. Die Modeboutique, die sie zusammen mit einer Freundin besaß und betrieb, befand sich in der nächsten Großstadt, fünfzig Kilometer vom Wohnort der Richters entfernt. Und da ihr Vater oft lang arbeitete, nahm Damaris mittags den Bus nach Hause. Sie war üblicherweise die Einzige, die in dem abgelegenen Regensdorf ausstieg. Eine Ansammlung von zehn Häusern. Ohne auch nur ein einziges Geschäft. Sogar ohne einen Kiosk oder ein Versammlungshaus.

»Und was soll ich eurer Meinung nach die nächsten Tage tun? Immerhin haben wir Weihnachtsferien«, fragte Damaris mit zorniger Stimme. Sie war unverschämt, das merkte sie, aber momentan war ihr dies egal.

Damaris' Mutter warf ihrem Mann einen hilfeschreitenden Blick zu. Ehemals groß und schlank, war Ludwig Richter mittlerweile nur noch groß und ihm fehlte die selbstverständliche Eleganz seiner Frau. Seinem Äußeren angemessen – er sah Damaris' Meinung nach ein wenig wie ein großer Teddybär aus – hielt er sich lieber aus Streitigkeiten heraus. In der Regel war er verständnisvoll, liebevoll und relativ entspannt. In der Regel. Leider nicht heute.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, schlug er vor.

Perplex schaute Damaris ihren Vater an. Hatte er das etwa ernst gemeint?

»Eine gute Idee«, sagte ihre Mutter und tätschelte ihr wie einem niedlichen, aber dämmlichen Kätzchen den Kopf. »Mit vierzehn hast du noch nicht ausgelernt. Auch wenn du das öfters zu glauben scheint.« Damit verließ sie das Zimmer.

Nun war das Spielfeld egalisiert: ihr Vater und sie.

»Du könntest mal ein Buch lesen«, sagte Damaris leise und mit spöttischem Unterton. Sie warf sich auf ihr Bett und drehte ihrem Vater trotzig den Rücken zu. Als er sich zu ihr setzte, bog sich das Bett unter seinem Gewicht durch. Widerwillig rutschte sie ein paar Zentimeter in seine Richtung.

»Strafe muss sein«, sagte Ludwig Richter leise. »So schlimm wird es schon nicht werden.«

Damaris reagierte nicht.

Liebevoll strich er Damaris über die Haare, bevor er sich auf den Weg in das Erdgeschoss machte und die Tür hinter sich schloss.

Damaris seufzte und stand auf. Zielloos lief sie durch ihr Zimmer, auf der Suche nach Ablenkung. Ihr Kleiderschrank stand an der Wand, rechts von der Tür. Auf der gleichen Zimmerseite befanden sich der Wäschekorb und der Schreibtisch, letzterer nah am Fenster. So konnte sie ihre Hausaufgaben unter Nutzung von Tageslicht bewältigen. Die vom Eingang aus linke Zimmerhälfte wurde im Wesentlichen von ihrem Bett eingenommen. An der zweiten Außenwand, der Tür gegenüber, stand ein Regal. Ein paar Poster und einige kreuz und quer aufgehängte Fotos schmückten die

Wände. Schließlich war da noch ihr Meerschweinchen Bonnie, das in einem Käfig unter dem Fenster hauste. Das gescheckte Nagetier bewegte sich nur, wenn es diesbezüglich keine Wahl gab und tat den ganzen Tag lang in der Regel nichts anderes als fressen und schlafen.

Damaris trat ans Fenster. Auch ein Blick nach draußen bot keine Abwechslung: Der graue, deutsche Alltag blickte sie in all seiner Eintönigkeit an. Von ihrem Fenster aus konnte sie bloß eine Straße, zwei Häuser und sich bis zum Horizont erstreckende Felder und Wälder sehen.

Unschlüssig wandte Damaris sich wieder ihrem Zimmer zu.

Was tun?

Auf ihrer Lippe kauend ging sie im Kopfe die Optionen durch: Hausaufgaben? Gab es keine. Im Internet surfen? Untersagt. Rausgehen? Verboten. Irgendwas basteln? Keine Lust. Ein Spiel? Noch weniger Lust.

Damaris' Blick wanderte zum Bücherschrank, und sie nahm widerwillig die dort stehenden Titel genauer unter die Lupe. Eines der ersten Bücher, das ihr ins Auge fiel, trug den Namen Die unendliche Geschichte. Vor ein paar Wochen hatte sie den Film im Fernsehen gesehen. Sie fragte sich, welchen Nutzen gedruckte Geschichten noch hatten, nachdem sie verfilmt worden waren.

Nichtsdestotrotz hatte ihr der Film gefallen, auch wenn er eher jüngere Kinder als Zielgruppe zu haben schien.

»Na schön«, seufzte Damaris, das Buch hervorziehend. Sie kletterte auf ihr mit einem Bettkasten versehenen Bett. Somit befand sich die eigentliche Liegefläche auf einer Höhe von rund anderthalb Metern. Das gab ihr nachts seit jeher ein Gefühl von Sicherheit.

Damaris starrte eine Weile das Bild auf dem Cover an. Ein Sammelsurium an Fantasiewesen sah ihr entgegen.

Widerwillig öffnete sie das Buch und fing an zu lesen.

Zuerst ging es nur langsam voran. Ihre Gedanken wanderten immer wieder zurück zum Hausarrest. Doch mit der Entfaltung der Geschichte wuchs ihre Konzentration und ihre Lesegeschwindigkeit. Innerhalb kurzer Zeit hatte sie die ersten beiden

Kapitel bewältigt. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln rutschte sie in eine liegende Stellung, stützte ihren Kopf auf den rechten Arm und blätterte um.

Kapitel 2: Unwillkommener Besuch

Eine Stunde und einige Kapitel später lag Damaris noch immer auf ihrem Bett. Sie kämpfte zunehmend damit, nicht einzuschlafen; schon einige Male waren ihr die Augenlider fast zugefallen. Oder sogar ganz? Kurz hatte sie eine merkwürdige Vision von einer großen mit Säulen gesäumte Halle gehabt. Noch bevor sie sich damit auseinandersetzen konnte, war sie allerdings aufgeschreckt.

Dabei war das Buch nicht uninteressant. Sie musste sich sogar eingestehen, dass es ihr Spaß machte, darin zu schmökern. Aber so langsam strengte sie die ungewohnte Konzentration dann doch an und ihre Augen begannen zu tränen.

Gerade wollte sie zu einem Gähnen ansetzen, als eine Bewegung in ihrem Augenwinkel sie aufschrecken ließ.

Damaris war sofort hellwach.

Es war zwischen dem Bücherregal und dem Wäschekorb gewesen.

In dem Wäschekorb?

Nein: Alles lag still und regungslos vor ihr. Langsam beruhigte sich Damaris' Herzschlag wieder. Alles nur Einbildung, redete sie sich ein.

Damaris legte das Buch zur Seite und vertrat sich ein wenig die Beine. Nach einer kurzen ziellosen Wanderung durch ihr Zimmer blieb sie zum zweiten Mal an diesem Tage vor ihrem Bücherregal stehen. Die meisten der darin befindlichen Bücher stammten noch aus der Zeit, zu der man sie ihr vorgelesen hatte. Neuere Bücher konnte sie als ungeliebte Geburtstagsgeschenke von – allein schon deshalb – unsympathischen Verwandten identifizieren. Sie war am 30. Oktober vierzehn geworden und hatte wie jedes Jahr einige neue Staubfänger ins Regal einsortieren müssen. Kein einziges der vor ihr aufgereihten Bücher hatte sie bisher selbst gelesen, die meisten nicht mal angefasst. Außer natürlich, um sie neben den anderen auf den Regalbrettern zu verstauen.

Ein Scharren drang an ihr Ohr.

Erschrocken drehte Damaris sich um. Irgendetwas machte kratzende Geräusche!

Rechts neben dem Schreibtisch befand sich Damaris' Wäschekorb und genau dorthin lenkte sie jetzt ihren Blick.

Damaris hatte zwar keine Angst vor Mäusen oder ähnlichem Getier, einen direkten Körperkontakt wollte sie trotzdem tunlichst vermeiden. Sie zog sich auf ihr Bett zurück: eine gute Beobachtungsposition.

Der Wäschehaufen lag unbewegt vor ihr.

Sie musste über ihre eigene Panik lachen.

Da! Schon wieder! Das Scharren wurde dieses Mal von einem leichten Stöhnen und Schnauben begleitet. Der Wäschehaufen bewegte sich!

»Dumme Idee!«, tönte es unter der Kleiderschicht. »Griff ins Klo.«

Keine Maus, schlussfolgerte Damaris. Erschrocken wich sie an das Kopfende ihres Bettes zurück. Den Blick nahm sie dabei nicht von dem Wäschekorb. Was passte da rein und konnte reden?

In der linken Ecke des Wäschehaufens tauchte nun ein Kopf auf. Ein relativ kleiner, zugegebenermaßen, aber definitiv ein Kopf. Er war zur Hälfte von einem ihrer gestreiften T-Shirts verdeckt. Eine kleine Hand erschien, und zog es herunter.

»Wer zieht denn so was freiwillig an?«, fragte der Kopf vollkommen verduzt und warf das Shirt hinter sich. Es schlug gegen die Wand und fiel zu Boden.

Das Wesen – Damaris wusste nicht, als was sie es sonst bezeichnen sollte – entstieg nun komplett dem Wäschekorb. Dies nahm nur einen kurzen Zeitraum in Anspruch, da es erstaunlich kleinwüchsig war; höchstens einen Meter groß. Nachdem es auf den Boden gesprungen war, richtete es sich auf, dehnte sich genüsslich, ließ die Fingerknöchel deftig knacken und schaute sich interessiert um. Nicht lange, da entdeckte es den Bettkasten und machte sich, ohne zu zögern, auf den Weg dorthin. Kurzzeitig verschwand das Wesen aufgrund des erhöhten Bettes aus Damaris' Blickfeld, aber nur einen Moment später tauchte eine Hand an dem Fußende auf. Kaum war das Wesen hinaufgeklettert, da strich es sich zufrieden den grünen Pulli glatt und lief in Richtung Kopfkissen.

In Richtung von Damaris!

Diese saß inzwischen in der rechten oberen Ecke des Bettes, so weit wie möglich von dem Wesen entfernt. Dieses schien an Damaris nicht das geringste Interesse zu haben. Es sah sie nur kurz an und begrüßte:

»tag!«

Damaris nickte. Sie war zu verduzt, um zu antworten.

Inzwischen erreichte das Wesen das Kopfkissen, direkt neben dem Teenager. Dort ließ es sich auf sein Hinterteil fallen, klopfte das Kissen in eine ergonomische Form und lehnte sich dagegen. Zuletzt verschränkte es noch die Arme hinter dem Kopf und ließ zufrieden den Blick wandern.

Damaris beobachtete das Schauspiel mit schnell klopfendem Herzen. So langsam hatte sie den ersten Schock überwunden – und ihre Neugierde meldete sich. Schweigend betrachtete sie jedes Detail des Wesens.

Es hatte einen Schottenrock an. Dazu besaß es unverhältnismäßig große Füße, die in Badelatschen steckten. Ungünstig, befand Damaris, da so die hässlichen, leicht behaarten Zehen gut zu sehen waren. Der Oberkörper steckte in einem grünen Kapuzenpulli, der einige Nummern zu groß war. Interessant waren die Hände: Anscheinend hatte das Wesen nur jeweils drei Finger, dafür zwei Daumen an jeder Hand. Einer da, wo er hingehörte, und daneben ein zweiter. Erst dann folgten die drei Finger. Die rechte Hand verwendete es gerade, um die Frisur zurecht zu zupfen. Dabei besaß das Wesen keine Kopfhaare, sondern eine geleeartige Masse, die wohl nach Belieben in Form gebracht werden konnte. Die Frisur erinnerte momentan an einen Igel, wenn auch die Farbe nicht passte: Die ‚Haare‘ waren giftgrün. Das Gesicht ähnelte dem eines etwa zwölfjährigen Mädchens. Ohren, Augen und Mund sahen normal aus, obwohl alle in ihren Proportionen etwas größer als gewohnt ausfielen.

Ihrer Neugierde genüge tuend, beugte Damaris sich vorsichtig vor, um einen noch besseren Blick auf das Wesen zu bekommen. Dieses betrachtete gerade mit großer Aufmerksamkeit die Bilder an der gegenüberliegenden Wand und empfand Damaris' Kopf, der sich nun in sein Blickfeld schob, offensichtlich als ziemlich störend. Da Damaris nun begann, die Hände einer genaueren Untersuchung zu unterziehen, wurde das dem Wesen langsam zu unheimlich.

»Uhm ... ist was?«

Damaris wich perplex zurück. Was sollte sie darauf antworten? Ein Wesen kam in ihr Schlafzimmer, machte sich auf ihrem Bett breit, bearbeitete ihr Kissen, und war auch noch frech genug, zu fragen, ob was sei!

»Wer bist du?«, brachte sie schließlich hervor.

»Na, ich bin Nika«, antwortete das Wesen, sich über diesen ihrem Gesichtsausdruck nach überflüssige Frage wundernd.

»Und weiter?«

»Nichts weiter«, gab Nika zurück und sah Damaris abwartend an.

Damaris setzte sich Nika im Schneidersitz gegenüber.

»Wie ... Woher bist du vorhin gekommen?«

»Das müsstest doch gerade du wissen«, gab Nika verwundert zur Antwort.

Es kam Damaris so vor, als ob Nika versuchte, allen ihren Fragen auszuweichen. Leicht verärgert sagte sie: »Ich weiß nur, dass du ein ziemlich komisches Ding bist, das sich irgendwie und ungefragt in meinen Wäschekorb verirrt hat!«

»Das Kompliment mit dem komischen Ding kann ich nur zurückgeben. Immerhin bist du sozusagen meine Mutter.«

Verdutzt schaute Damaris auf das Wesen. Ihre Mutter? Das Wesen war nicht nur beschränkt, sondern offensichtlich sogar geistig verwirrt!

»Ich glaube, um Mutter zu werden, müsste ich noch einige Vorarbeit leisten.«

Nika schüttelte energisch den kleinen Kopf. »Nun sei mal nicht so pedantisch. Ich meine natürlich nicht eine Mutter im eigentlichen Sinne. Jemanden wie mich kannst du innerhalb des Bruchteils einer Sekunde erschaffen. In einem Augenzwinkern. Du brauchst nur an mich zu denken.«

Es folgte ein beidseitiges Schweigen. Damaris versuchte, die eben gehörten Informationen einzuordnen, während Nika sie gelangweilt anschaute.

Das machte alles keinen Sinn! Und wann machen Dinge keinen Sinn? Im Traum ... Also träumte sie! Das musste es sein!

»Ich habe dich mir ausgedacht?«, fragte Damaris.

»Yep! Danke übrigens, auch wenn mir das Schuhwerk nicht wirklich gefällt«, antwortete Nika, während sie ihre Badelatschen kritisch hin und her drehte. »In puncto Mode hast du eine Menge nachzuholen.« Sie deutete mit ihrem Kopf in Richtung des

Wäschekorb. »Ich bin bei der Untersuchung deiner Dreckwäsche so einigen geschmacklosen Kleidungsstücken begegnet.« Sie überlegte. »Ich korrigiere mich: vielen geschmacksfreien Teilen.« Sie zuckte die Schultern. »Na gut, eigentlich ausschließlich.«

»Was wolltest du überhaupt darin?«

Mit leerem Blick sah Nika sie an.

Damaris verzichtete auf ein Nachhaken, denn sie beschäftigte längst etwas anderes: Ihr kam der Traum viel zu real vor. Alles in ihrem Zimmer schien echt zu sein. So, wie es sich gehörte. Nur dieses komische und unverfrorene Wesen auf ihrem Bett passte nicht in das gewohnte Bild.

Während Damaris sich nachdenklich umschaute, rutschte Nika ein wenig tiefer, kuschelte sich in das Kissen hinein und schloss die Augen.

Sie musste träumen, daran hatte Damaris keinen Zweifel. Bestimmt war sie nur deswegen so verunsichert, weil sie dies in ihren Träumen normalerweise nicht realisierte. Daraus ergaben sich natürlich ganz neue Möglichkeiten ...

Langsam breitete sich ein verschmitztes Lächeln auf ihrem Gesicht aus.

»Du bist ein Teil meiner Fantasie?«, sprach sie Nika selbstsicher an:

»Hm«, gab Nika, die Augen geschlossen, zurück.

»Das heißt, ich habe dich gemacht, dein Aussehen, dein Verhalten?«

»Richtig«, Nika schien es richtig gut zu gehen; sie schmiegte sich genießerisch in das Kissen.

»Dann ...«

Damaris legte eine kurze wirksame Pause ein, worauf Nika ein Auge öffnete und sie fragend ansah.

»... dann musst du mir gehorchen«, stellte Damaris sachlich fest.

Nika setzte sich auf und schaute nachdenklich an Damaris vorbei in die Ferne. Diese folgte Nikas Blick, konnte aber nicht erkennen, was ihrem Interesse galt. Daraufhin richtete Damaris ihre Aufmerksamkeit wieder auf Nika. Das Wesen war in Gedanken versunken: Damaris' Aussage schien es sehr zu beschäftigen. Endlich kam es zu einem Entschluss:

»Nein, lieber nicht!«, sagte Nika, und schaute Damaris mit einem unschuldigen Blick geradeheraus ins Gesicht. Anschließend legte sie ihren Kopf ins Kissen und bereitete ein weiteres Mal ihre vollkommene Entspannung vor.

Eins war klar: Der Traum entwickelte sich nicht nach Damaris' Vorstellungen.

Damaris lehnte sich neben Nika an die Wand und sah das in das Kissen gekuschelte Wesen skeptisch an. Nach nur kurzer Zeit musste das Mädchen ein immer lauter werdendes Fiepen wahrnehmen – Nika war in aller Seelenruhe eingeschlafen.

Eines verstand Damaris nicht: Wenn sie schon wusste, dass sie träumte, warum konnte sie die Geschehnisse nicht beeinflussen? Es war doch ihre Fantasie!

»Nika?« Sie schüttelte das Wesen an der Schulter. »Warum kann ich meinen Traum nicht steuern?«

Verschlafen schaute Nika auf. Sie schien etwas orientierungslos. Nach einem kurzen Moment der Überlegung ließ sie sich mit einem Seufzen vom Bett gleiten und lief in Richtung des Bücherregals.

»Wo willst du denn jetzt auf einmal hin?«, fragte Damaris.

»Du bist mir zu laut! Ich suche mir einen anderen Ort zum Schlafen. Ist ganz schön anstrengend, wenn man gerade erst entstanden ist, weißt du? Ein wenig mehr Rücksichtnahme würde dir gut stehen.« Nika schleifte, noch halb schlafend, das Kopfkissen von Damaris hinter sich her. Überrascht schaute Damaris zu, wie sowohl das Kissen als auch Nika zunehmend kleiner wurden, bis das Wesen schließlich – nur noch halb so groß wie ein Buch – vor dem Bücherregal anhielt.

»Wenn ich ausgeschlafen habe, komme ich vielleicht wieder«, verabschiedete sich Nika. Dann griff sie an den Rand eines Buches, öffnete den Buchrücken, hüpfte in den Einband, und verschwand.

Samt Damaris' einzigem Kopfkissen.

Mehr zum Roman, eine längere Leseprobe und Links zum eBook sowie Taschenbuch gibt es hier:

www.yvesgoratstommel.com/romane/flimmernde-schatten/

